



FEDER
ERSTES BUCH
LEICHT

WIE FALLENDER SCHNEE

MARAH WOOLF

»Eliza McBrierty!«, kreischte sie meinen Namen, bevor sie verschwand.

Das Café, das sie in dem in die Jahre gekommenen Wintergarten unseres Hauses betrieb, war brechend voll, das würde sie hoffentlich eine Weile von mir ablenken. Ich steckte mir die Kopfhörer meines iPods in die Ohren und sah zu dem Wäldchen hinüber, das den Friedhof mit den uralten, verwitterten Grabsteinen säumte. Die Blätter der alten Birken und Linden bewegten sich kaum. Ob ich es wagen sollte? Allein? Was konnte schon passieren? Schließlich war es nur ein Traum gewesen, versuchte ich mir einzureden. Alles würde sein, wie immer.

Als der letzte Ton meiner Playlist verklungen war, sprang ich auf die

warmen Dielen und schob meinen iPod in die Hosentasche meiner Jeans. Winzige Staubkörnchen flirrten in den Sonnenstrahlen, die sich ihren Weg durch die Dachluken bahnten. Vorsichtig stieg ich die Treppe hinunter und entlockte ihr ein verärgertes Knarren.

Socke maunzte, um Aufmerksamkeit heischend, um meine Füße. Mutter hasste es, wenn mein Kater im Haus war. Sie war nicht begeistert gewesen, als ich das mutterlose und völlig verdreckte Tier angeschleppt hatte. Jetzt hing das Kerlchen an mir wie eine Klette, die man abzupft, aber in der nächsten Sekunde wieder irgendwo kleben hat.

Ich nahm Socke auf den Arm. Er schmiegte sich an mich und begann mit der Kette zu spielen, die an meinem Hals

baumelte. Nur halbherzig versuchte ich, ihn daran zu hindern. Ich lugte ins Wohnzimmer und sah, dass Großmutter in ihrem Lieblingssessel eingeschlummert war. An der Haustür angekommen flüsterte ich: »Wir müssen vorsichtig sein, Söckchen, sonst hört Mutter uns. Dann ist es vorbei mit dem Ausflug.«

Wir liefen durch den Gemüsegarten und steuerten die winzige Tür in der Mauer an, die zum Waldrand führte. Die Nadeln, Steinchen und vertrockneten Blätter stachen durch die dünnen Sohlen meiner Flip-Flops.

»Du darfst nur mitkommen, wenn ich dich nicht tragen muss.« Streng sah ich Socke an und setzte ihn auf den Boden.

Sein Miauen klang wie eine Antwort. Ich lächelte und ging den schmalen

Waldweg entlang.

Die Sonnenstrahlen, die sich durch die Bäume kämpften, setzten funkelnde Lichter in die Blätter. Inmitten dieses Gewirrs aus Bäumen, Farnen und Heidelbeersträuchern befand sich ein Platz, den ich noch mehr liebte als unseren Dachboden. Es war ein verwunschener Ort, an dem ich meinen Tagträumen freien Lauf lassen konnte. Normalerweise jedenfalls. Jetzt war ich schon seit Tagen nicht mehr dort gewesen. Genau genommen, seit diese Träume angefangen hatten. Jetzt fürchtete ich mich fast vor dem Ort, der so lange eine sichere Zuflucht für mich gewesen war. Ich wusste, dass es Unsinn war. Ein Traum war ein Traum und Wirklichkeit war Wirklichkeit. Ich konnte nicht erklären, warum mich diese

Träume so durcheinander brachten. Schließlich war ein Tor an sich nicht besonders bedrohlich. Aber dieses schon – denn es rief mich. Und mal ehrlich, wer träumt schon Nacht für Nacht denselben Traum?

Wenn ich der Sache ein Ende machen wollte, musste ich zu der Lichtung gehen und nachschauen, ob das Tor dort existierte oder nicht. Allein dass ich darüber nachdachte, war schon idiotisch. Aber ich war verzweifelt, da waren idiotische Dinge bestimmt erlaubt. Ich würde hingehen und mich überzeugen, dass es NICHT dort war.

Ich hatte im Internet recherchiert, was es bedeutete, wenn man von einem Tor träumte. Es kündigte eine Veränderung an. Die Erfüllung von Sehnsüchten und höheren Zielen. Damit war ja eigentlich